Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 24

Artikel: Das Bad Gurnigel [Schluss]

Autor: R.T.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637319

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

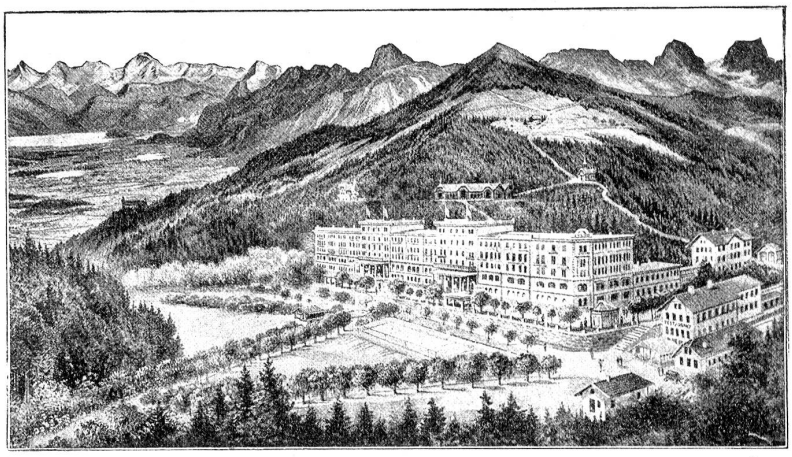
Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bad Gurnigel.

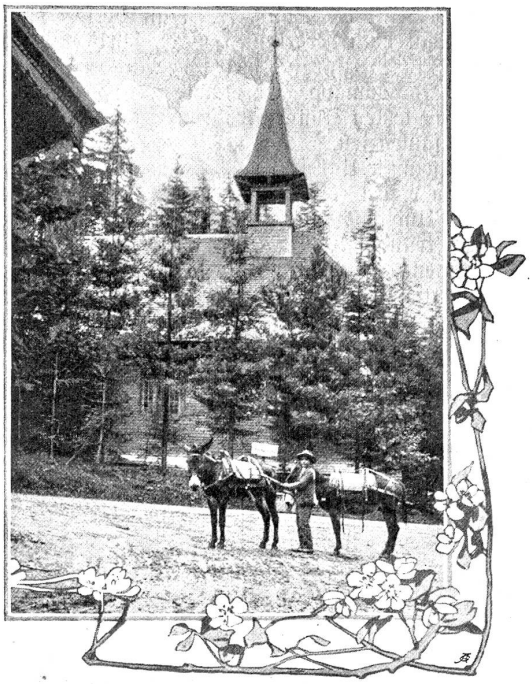
Von R. Th., Bern. (Schluß.)

Heute beherbergt der Gurnigel sowohl Leidende, welche unter ärztlicher Leitung die aufs höchste vervollkommneten, modern ausgebauten Kurinstallationen benützen, als auch Gesunde und Erholungsbedürftige, die in der staubfreien Waldluft, in einer selbst älteren Personen und Kindern sehr zuträglichen mittleren Höhenlage (1155 m) Stärkung und Wohlbefinden suchen. Alle aber, Gesunde und Kranke, lieben den Gurnigel um des Friedens seiner köstlichen Waldeinsamkeit willen. Weit dehnt sich die Herrlichkeit des kühlen, duftenden Waldbezirks hin; da und dort glänzt eine Lichtung auf, öffnet sich das Dunkel des Forstes zu einem Ausblick in die nahe Welt des schimmernden Hochgebirges oder auf die Kämme des fernen Jura, sonnen sich hellgrüne Matten längs der Mauer blauschattiger Waldsäume.



Das neue Gurnigelbad und seine Umgebung.

Von der großen Terrasse aus überschaut man die freundlichen Anhöhen der Giebelegg und des Längenberges, die Gegend von Guggisberg und Schwarzenburg, die ausgedehnten Flächen des Seelandes mit Murten-, Neuenburger- und Bielersee, die langgezogenen Erhöhungen des Mittellandes, Hügel an Hügel gereiht das Gebiet des Emmentales und am nördlichen Horizont die ganze Jurakette vom Kanton Waadt bis in den Aargau hinunter. Reichlich belohnt ist, wer den einstündigen Aufstieg über sanftgewellte Matten mit hellen Lärchengruppen und dann durch die Wildnis des Bergwaldes in die Alpenrosen- und Enzianenwelt des oberen Gurnigel (1545 m), der eigentlichen Aussichtswarte des Bades, nicht scheut. Nördlich erblickt unser Auge die ganze schweizerische Hochebene, eingerahmt von den weitgezogenen Juraketten. Nordöstlich wandert der entzückte Blick über das grüne Hügelmeer des Emmentales bis zum Pilatus und Rigi; im Osten zu unsern Füßen liegt die Gegend von Thun mit dem lieblichen Becken seines vielbesungenen Sees, hoch darüber ragen die himmelstrebenden Giganten der Berner Alpen und südlich im Vordergrunde, fast greifbar nah, starren die bizarren Felszacken der Stockhornkette.



Gurnigelbad: Das Kirchlein.

Leichtere Spaziergänge auf wohlgepflegten Wegen bringt jeder Tag in immer neuen Variationen; wir brauchen uns nur dem dämmerigen Labyrinth des bachdurchrieselten Waldes anzuvertrauen, in dem Ruhebänke, Pavillons und Aussichtswarten zum Verweilen einladen, für die nur die Anhänglichkeit dankbarer Kurgäste so lockende Namen ersinnen konnte, wie Dichterhalle, Stilleben, Elisaruh, Vis-à-vis, Im Wandesdunkel. Es ist wie ein Versteckenspielen mit dem schweigsamen, ernsten Wald, dieses Schlendern, Ruhen und Weiterwandern.

In anziehender Weise bietet der Gurnigel das Bild einer kleinen Welt für sich, die in vielen Dingen sich selber genügen muß. Keine Stadt, kein rauschendes Kasinoleben ist in der Nähe, und demgemäß ist auch die Einrichtung des Hauses getroffen mit seinen weiten, behaglichen, geschmackvoll dekorierten Gesellschaftsräumen, in denen die Gäste sich abends zu Bällen, Konzerten und Spielen zusammenfinden. Auch in dem Musterbetrieb des Hauses spielt die ansehnliche Entfernung von einem größeren Zentrum eine gewichtige Rolle. Wohl wird per Automobil alles auf die Höhe geführt, was drunten in der geschäftigen Welt an Erzeugnissen für Haus und Küche zu finden ist; aber gar manches muß hier oben eigens für das Bad gewonnen und hervorgebracht werden. So hat sich das Bad mit drei großen Wirtschaftsgütern umgeben, die vor allem die 500 Liter Milch zu liefern haben, die während der Hochsaison täglich gebraucht werden.

Trotz des großen Kontrastes, der zwischen diesem modernen Hotelbetrieb und seiner stillen, ländlichen Umgebung herrscht, ist, wie schon bemerkt wurde, das Bad Gurnigel mit der Landschaft eng verwachsen. Der Reiz der Tradition umgibt den Ort und verleiht der großen Sommerburg, wie J. C. Heer einmal den Gurnigel genannt hat, den Charakter der Bodenständigkeit. Das persönliche Verhältnis, in das die Gäste des Gurnigel zu dieser Stätte treten, vererbt sich sogar auf die Kinder, und nicht allzu selten sind die Fälle, wo mehrere Generationen einer und derselben Familie den Gurnigel besucht und liebgewonnen haben.

Die Zeit, wo die berühmte, mächtige Gurnigelpost noch fuhr, die sich so gut in das malerische Bild des benachbarten Bern einfügte, ist unwiederbringlich vorbei. Durch das Gürbetal zieht sich seit einigen Jahren ein Schienenweg, die zweite Eisenbahnverbindung zwischen Bern und dem Oberland. Von der Station Thurnen läßt sich jetzt der Gurnigel in zweistündiger Wagenfahrt erreichen. Es ist der Weg, den auch

wir zu unserem heutigen Besuch gewählt haben. Neuerdings ist Thurnen mit dem Bad auch durch eine Automobilpost verbunden, die morgens und abends die Strecke in bloß einer Stunde zurücklegt. Von Thun, Freiburg und Bern aus erreicht man das Bad bequem in genußreicher Fahrt per Automobil oder im Zweispänner.

Wohl haben die Bahn und das Automobil die ehrwürdige Postkutsche und die populäre Figur des Schwager Postillons verdrängt, aber immer noch webt um den Gurnigel die einsame Stille der früheren Zeit. Gerüstet steht das Bad seit den ersten Junitagen zum Empfang der Gäste da. Durch alle die wohnlichen Räume ist schon der sommerliche Waldesduft gezogen. Bald werden sich in der großen Einsiedelei alte und neue Freunde des Gurnigel zusammenfinden.

Die Wand.

Skizze von Klaus Leuenberger, Bern.

„Also wie gesagt, du hast verflucht wenig Heimatgefühl im Leibe, hast keinen Sinn für das Bodenständige, das Urwüchsige, das Ursprüngliche im Herzen und keinen Respekt vor der alten Kultur und ihrer vornehmsten Vertreterin, der Kunst . . . der alten, schönen, soliden Kunst."

„Nein, danke, für dieses Objekt nicht, so schwere Kost verträgt mein Magen nicht, und für Dauerläufe zur Urne sind meine Schuhsohlen nicht eingerichtet."

„Und du hast deinen Zettel mit „Nein" abgegeben, natürlich!"

„Ich habe gar nicht „gestimmt"."

„So, dann sollte man dir das Stimmrecht einfach polizeilich entziehen, oder deine Steuern um das Dreifache erhöhen."

Herrgott, wie erschrak ich, denn man muß in Bern leben, um das Ungeheuerliche dieses Wunsches meines Freundes zu ermessen. Dabei stieß er jedes seiner Worte zischend heraus und begleitete es mit einem Armstoß in den Raum, die Finger immer auf- und zuklappend, wie in Krämpfen.

Ich dankte ihm für seine wohlgemeinten Aufmerksamkeiten und spielte in der Miene den Abwesenden. Er schwieg. Die Musik intonierte die ersten Akkorde der „Derniers Rayons" und um uns fächelten die herben Lüfte eines Frühsommerabends. Wir saßen unter den Bäumen des „Schänzli". Drüben in der Altstadt flackerten die ersten Lichter auf und der Himmel hängte seine blankgeputzten Sternenlaternen heraus.

Aber aus den Blättern der Bäume hing die Verstimmung herab, setzte sich auf unsere Schultern und drückte und schnürte die Kehlen. Das anregende Gespräch war für den Abend zum Teufel. Jeder hatte seine eigenen Gedanken und legte sie unausgesprochen in die Falten seiner Stirn. Da mochte sie der andere herauslesen, wenn er konnte, und wenn er die Sprache nicht verstand, konnte er es ja auch bleiben lassen. Jedem war es einerlei.

So verabschiedeten wir uns vor Mitternacht und vierzehn Tage darnach meldete mir mein Freund seine Versetzung in eine andere Stadt.

In den Tagesblättern aber stand zu lesen, daß das herrliche Kunstwerk aus dem xten Jahrhundert, die prächtige Fassade des alten historischen Museums durch die hochherzige Schenkung des . . . . , und das Ergebnis einer Sammlung, unserer Stadt als würdiges Denkmal einer vergangenen Zeit erhalten bleiben könne usw., — alles im Stile einer Schenkungsurkunde.

Seitdem waren Jahre vergangen, ohne daß mein Freund sich je in Bern hätte sehen lassen. Nur ab und zu brachte die Post ein kurzes Brieflein, das mehr einem Sanitätsbericht glich. Einmal machte eine Verlobungsanzeige Besuch bei mir, aber gleich hinterher kam im Eilschritt die Meldung, es sei „nichts" damit, die Sache gehe zurück.

Da, — eines Tages zetterte die Telephonglocke besonders laut und aufgeregt und machte mich erschrecken. Ich saß nämlich im Amt und arbeitete . . . ich bitte, es kann doch auch im Amt einmal wirklich gearbeitet werden, und da ist man auf keine Ueberraschungen gefaßt. — Mein Freund meldete also: er komme am soundsovielten, abends 6^{10} Uhr in Bern an. — Gut.

Der Empfang war den Verhältnissen entsprechend, ein gerührter. Natürlich, wenn man sich jahrelang nicht gesehen hat. Nach dem Spießrutenlaufen zwischen den beutehungrigen Vertretern der Hotelindustrie standen wir auf der Straße und schmiedeten Pläne. Dann führte uns der Weg durch die düstereichen Lauben der Stadt. Plötzlich blieb mein Freund stehen. —

„Ich möchte das Schloß sehen!" sagte er und zwinkerte mit den Augen ein Siegesleuchten.

„Das Schloß?! — Was für ein Schloß?!"

„Nun, das Wasserschloß natürlich, das aus der herrlichen Fassade entstanden ist. Der „Kunstwart" brachte doch vor Jahren einen Artikel darüber!" triumphierte er.

„Wie?" — Aha! Richtig, richtig! Wie konnte ich aber auch das vergessen. Nun, wenn man in geordneten Verhältnissen lebt und an einem Ende der Stadt wohnt, konnte man doch weiß Gott nicht jeden ersten des Monats nach dem Dählhölzliwald laufen. — Besonders, wenn man dort nicht erwartet wurde. Und man ist doch auch kein Gedächtnisathlet, der alles Wissen häuserhoch türmt und immer genau weiß, wie weit diese und jene Sache in unserer Stadt im Laufe der letzten Jahre gediehen ist.

Wir gingen nun also zusammen über die Kirchenfeldbrücke, gemächlich mit den Armen schlenkernd, harmlos plaudernd und Hochmutsstengel rauchend. Unsere Stöcke schlugen den Takt dazu.

Ein Taxakilometer raste vorüber, links und rechts aus dem Weichbild der Straße seinen Segen austeilend, den mein Freund mit einem: die Sau . . . .! quittierte. Zwar, was hinter der Sau noch hergelaufen wäre, blieb ihm im Halse stecken, denn ein Benzinrauch hielt ihm Mund und Nasenlöcher zu. Klapp und Schnapp. Er machte nun Trübwetteraugen, obwohl sich die letzten Sonnenstrahlen an dem Brückengeländer hielten und faulenzten.

Mir schwamm Unheil vor dem Gesicht und ich wollte einlenkend zu einem kühlen Glas im „Du Pont" einladen.

„So? Und das Wasserschloß!"

Mein Freund sah mich herausfordernd an und ich machte mein gescholtenes Dummebubengesicht. Aber bald schüttelte ich die Trübnis ab und versuchte ihn mit neuesten Bernerwitzen zu erheitern.

Ob er wisse, warum in unsern Tramwagen keine Flöhe seien? — „Nein!" — „Weil das Auf- und Abspringen verboten sei. Haha! — Aber er lachte nicht und fand diese Sorte Witze „blöd".

Als wir uns dem Thunplatz näherten, schoß die Dämmerung aus dem Dählhölzliwald hervor und breitete sich zitternd über Häuser und Straßen. Ein Doppelgespann der Straßenbahn stand dort und verschlang Männer und Frauen. Aber zwischen den Drähten der Hochspannungsleitung schauten die blinden Augen einer Steinfigur mit Stummelarmen wenig verheißend herüber. Der sichtbare Teil der Fassade lehnte wie ein erstarrter Traum an die Dämmerung und an vereinzelte Pappelblätter.

„Aha, das Schloß!" flüsterte mein Freund und schaute voll Andacht nach der Silhouette.